

HEYNE <

DAS BUCH

Nach dem Tod seines Vaters scheint der sechzehnjährige Ryan McIntyre den Boden unter den Füßen zu verlieren. Als er Opfer einer Prügelei wird, schickt ihn seine Mutter in ihrer Verzweiflung auf ein traditionsbewusstes, katholisches Internat in Boston. Was sie nicht ahnt: Der von Rom beauftragte Geistliche Pater Sebastian hat es sich scheinbar zur Aufgabe gemacht, dämonische Besessenheit und das uralte Ritual des Exorzismus zu erforschen, und seine Schützlinge stellen die idealen Versuchskaninchen dar. Schon bald häufen sich die unerklärlichen Vorkommnisse, und die Schüler um Ryan scheinen sich auf seltsame Weise zu verändern.

»Unheimlich, blutig und höchst unterhaltsam.« *Booklist*

DER AUTOR

John Saul, 1942 in Pasadena geboren, studierte Theaterwissenschaften und Anthropologie und begann seine Schriftstellerlaufbahn mit Krimis, für die er jedoch keinen Verleger fand. Daraufhin wechselte er das Genre, und schon sein erster Horrorroman, der 1977 erschien, wurde sofort ein großer Erfolg. Inzwischen zählt John Saul zu den wichtigsten zeitgenössischen Vertretern der Horrorliteratur, dessen Werke über 50 Millionen Mal verkauft und in 25 Sprachen übersetzt wurden. Er lebt in Seattle und auf Hawaii.

Besuchen Sie den Autor im Internet unter www.johnsaul.com

LIEFERBARE TITEL

Die schwarze Stadt

Stalker

Schatten der Nacht

JOHN SAUL

Das
Teufels
labyrinth

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christine Drabusenigg-Roth

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE DEVIL'S LABYRINTH
erschien 2007 bei Ballantine Books,
a division of Random House, Inc., New York

Vollständige deutsche Erstaussgabe 02/2011
Copyright © 2007 by John Saul
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN: 978-3-641-04592-0

www.heyne.de

*Für
Dr. Michael Hart
und
Dr. Howard Maron
und
das Team von MD²
in tiefer Dankbarkeit,
dass sie uns durch das Jahr 2006 gebracht haben
und wir auch das nächste erleben durften.*

Prolog

Spanien 1975

Der ältere Junge gab dem jüngeren einen aufmunternden Klaps auf den Rücken. »Und, bist du bereit, *Paquito*?«

Der Jüngere schluckte seine Tränen hinunter und nickte tapfer, wollte seinen Bruder nicht merken lassen, wie traurig er war. Er wich seinem Blick aus und starrte stattdessen den Pappkarton in seinen Händen an, den er so fest umklammerte, dass sich die Seitenteile bereits nach innen bogen.

»Na, dann mal los.« Der ältere Junge trug eine rostige Schaufel über der Schulter, die er aus dem alten Gartenhaus hinter dem ehemaligen Stall mitgenommen hatte, den ihre Eltern zu einer kleinen Ferienwohnung umgebaut hatten und jetzt an *Americanos* vermieteten. Er ging voraus durch den überwucherten Garten zu einer Stelle zwischen drei Palmen, die bisher von dem dichten Gestrüpp verschont geblieben war, das überall sonst schneller nachzuwachsen schien, als es die beiden Brüder zurückschneiden konnten. »Hier, okay?«

Der kleinere Junge sah sich die vorgeschlagene Stelle genau an, doch dann wanderte sein Blick zu der kleinen Grotte, die kaum sichtbar im hintersten Winkel des Gartens im Schatten der hohen Bäume stand. »Nein«, meinte

er dann leise, aber bestimmt. »Dort hinten. Neben der Heiligen Jungfrau.«

Der Ältere der beiden seufzte, marschierte dann aber weiter auf die Marienstatuette zu. Als er sich umschaute, sah er ihre Mutter in der Tür stehen, ein rotes Tuch um das schwer zu bändigende Haar geschlungen und einen Putzlappen in der Hand. Im ersten Moment dachte er, sie würde ihnen etwas zurufen, doch sie zuckte nur mit den Achseln und machte sich wieder an ihre Arbeit, noch ehe er die Schaufel in die Erde gerammt und den ersten Erdklumpen herausgehobelt hatte. »Gute Idee«, befand er. »Die Heilige Jungfrau wird Pepe beschützen.«

»Meinst du, ich hätte ihn in einen *sudario* wickeln sollen?«, fragte der kleinere Junge besorgt.

»Quatsch, Leinentücher nimmt man nur bei Menschen«, erklärte ihm sein Bruder.

Ohne richtig hinzuhören, öffnete der Jüngere den Karton und betrachtete noch einmal den leblosen Körper des Iguanas darin, der seit über drei Jahren sein Haustier gewesen war. Praktisch, so lange er denken konnte.

Mit zitternden Fingern streichelte er die weiche Haut an Pepes Bein, die sich völlig anders anfühlte als noch am Tag zuvor.

Ja, Pepe fühlte sich ... tot an.

Aber das war nicht schlimm. Jesus würde sich um Pepe kümmern, er kümmerte sich um alle Lebewesen, sagten die Nonnen. Na ja, vielleicht doch nicht, weil die Nonnen auch behaupteten, dass Jesus sich nur um Katholiken kümmerte. Alle anderen würden zur ... *Hölle* fahren.

Er brachte es kaum über sich, das Wort auszusprechen, nicht einmal in Gedanken, und spürte plötzlich, wie ihn eine Hitze durchfuhr, die noch sengender war als die spanische Sonne an diesem Nachmittag.

Und dann, gerade als er den Deckel wieder auf den alten Schuhkarton drückte, der als Pepes Sarg diente, stieß sein Bruder mit der Schaufel auf etwas Hartes.

Ein Stein, dachte er zunächst, aber es war kein Stein, wie er gleich feststellte.

Es war etwas anderes. Etwas Metallenes.

Der ältere Junge kniete sich hin.

Der Jüngere stellte den Schuhkarton mit dem Iguana im schützenden Schatten der Gartenmauer ab und beobachtete gespannt, wie sein Bruder mit den Händen in der Erde wühlte und kurz darauf eine verrostete Metallkassette ausgrub, auf der ein Kreuz eingraviert war.

»Die ist für mich«, flüsterte er. »Ein Geschenk der Heiligen Jungfrau Maria, weil ich ihr Pepe anvertraue.«

Der Ältere lächelte seinen kleinen Bruder an. »Weißt du was?«, sagte er und bemerkte, dass dessen Tränen endlich versiegt waren. »Ich glaube, du könntest Recht haben!« Während er mit der Hand die Erde von der Kassette fegte, warf er schnell noch einen Blick hinüber zum Haus, um sich zu vergewissern, dass ihre Mutter sie nicht beobachtete, ehe er den kostbaren Fund behutsam neben dem Erdloch abstellte. »Nimm Pepe aus dem Karton.«

»Aus dem Karton?«, wiederholte der kleinere Junge überrascht.

»Ja, mach schnell, bevor Mama kommt.«

Mit skeptisch gerunzelter Stirn hob der Kleine seinen geliebten Pepe aus dem Schuhkarton und bettete ihn behutsam in das Grab, das sein Bruder für ihn ausgehoben hatte, während dieser die Kassette in den Karton packte und den Deckel schloss.

Dann legte er die Hände zum Gebet aneinander und senkte den Kopf. »*Santa Maria*«, flüsterte er, »beschütze unseren lieben Freund.« Anschließend bekreuzigten sich

beide, und kurz darauf war das Loch wieder mit Erde aufgefüllt und diese festgedrückt, so dass von dem Grab kaum etwas zu sehen war.

»Erzähl ja niemandem, was wir im Garten gefunden haben«, ermahnte der ältere Bruder den jüngeren.

»Warum nicht?«

»Weil es unser Geheimnis ist, zumindest so lange, bis wir wissen, was da drin ist. Und jetzt komm. Geh schon mal in die Küche. Ich nehme die Kassette und stelle die Schaufel zurück. Wir treffen uns oben in deinem Zimmer. Okay?«

Durch die aufregende Verschwörung ein wenig von seiner Trauer abgelenkt, nickte der kleine Junge eifrig und trottete auf das Haus zu.

Die Mutter, die ein Lied trällerte, das gerade im Radio lief, fing ihren Jüngsten an der Küchentür ab, nahm ihn in den Arm, gab ihm einen Kuss und strich ihm das Haar aus der Stirn. »*Mi pequeño* – mein Kleiner«, tröstete sie ihn. »Sei nicht traurig. Du weißt doch, dass er jetzt bei Jesus und der Heiligen Jungfrau Maria ist.«

»*Sí, Mama*«, murmelte der Junge, obschon er davon nicht wirklich überzeugt war. Was, wenn die Nonnen doch Recht hatten und nur Katholiken in den Himmel kamen?

Als seine Mutter ihn aus ihrer Umarmung entließ, flitzte er die Steintreppe hinauf ins Obergeschoss und lief in sein Zimmer, wo sein Bruder bereits auf ihn wartete. Die geheimnisvolle Kassette, die sie gefunden hatten, stand mitten auf seinem Bett. An der Stelle, wo die Schaufel daran abgeprallt war, schimmerte das Metall unter den Kratzern silbern.

Vorsichtig lockerte der ältere Bruder den Deckel, bis er so lose saß, dass er ihn abheben konnte. Zum Vor-

schein kam ein zerschlissener Stoffbeutel, aus dem ein hölzerner Stab ragte.

»Du musst ganz vorsichtig sein«, mahnte der ältere Junge, als sein Bruder die Hand nach dem Beutel ausstreckte, denn kaum hatte er diesen mit zitternden Fingern berührt, begann der fadenscheinige Stoff zu zerfallen.

»Mach du das lieber«, meinte der Kleine erschrocken und zog die Hand zurück.

Vorsichtig zupfte der ältere der beiden Brüder die Stoffreste ab, bis eine Art gelbliches Papier zum Vorschein kam, das um den Holzstab gewickelt war.

Doch als er den seltsamen Gegenstand in die Hand nahm, zerkrümelte der Stab, genau wie der Stoff, in den er eingewickelt war.

Doch die Rolle selbst bestand aus einem festeren Material – es sah zwar sehr dünn und spröde aus, blieb aber intakt.

»*Piel curtido*«, flüsterte er. Schafsfleder. Vorsichtig nahm er den länglichen Gegenstand aus der Kasette und rollte ihn so weit auf, bis sie beide erkennen konnten, dass das Leder mit eigenartigen Ornamenten beschriftet war.

»Eine Karte«, hauchte der kleinere Junge kaum hörbar. »Ich wette, das ist eine Schatzkarte.«

Der Bruder entrollte das Pergament noch ein Stück weiter und entdeckte an den Rändern aneinandergereihte Zeichen, die wie Worte aussahen. »Das kann ich nicht lesen«, sagte er. »Es ist in einer anderen Sprache geschrieben. Und in einer fremden Schrift.« Er rollte das geheimnisvolle Schriftstück wieder zusammen und legte es in die Kasette zurück. »Ich glaube, das Ding ist uralte.«

»Der Schatz gehört mir«, erklärte der kleine Junge.

»Nein, mein Lieber, er gehört uns«, widersprach der Ältere der beiden und setzte den verbeulten und rostigen

Deckel auf die Kasette. »Aber du darfst die Karte in deinem Schrank verstecken.«

Später am Abend, allein in seinem Zimmer und immer noch hellwach, lag der jüngere der beiden Brüder in seinem Bett und dachte über die Metallkasette und die seltsame Schriftrolle nach. Das war ganz bestimmt ein Geschenk der Heiligen Jungfrau Maria – da war er sich ganz sicher. Hatte sie ihn nicht genau an diese Stelle geführt, wo die Kasette lag, um Pepe zu begraben, obwohl sein Bruder das Grab zwischen den drei Palmen hatte ausheben wollen?

Diese Schatzkiste und ihr Inhalt waren seine Belohnung dafür, dass er auf die Heilige Muttergottes gehört und ihre Anweisungen befolgt hatte.

Er schlüpfte aus dem Bett, schlich zu seinem Kleiderschrank und machte ganz leise die Türen auf. Mit der Metallkasette in der Hand tappte er gleich darauf zurück in sein Bett, wo er im Schein der Nachttischlampe vorsichtig den Deckel abhob, genau wie es sein Bruder am Nachmittag getan hatte.

Das Pergament leuchtete ihm golden entgegen, beinahe wie von einer unsichtbaren Lampe angestrahlt. Sorgsam wischte er sich vorher die schwitzenden Finger an seiner Schlafanzug Hose ab, ehe er die Schriftrolle mit den Fingerspitzen heraushob und langsam auseinanderzog.

Schriftzeichen, die er nicht verstand, reihten sich in akkuraten Zeilen, und obgleich das alte Pergament fleckig war, war die Tinte an keiner Stelle verblasst.

Lange betrachtete er die seltsamen Worte, die er nicht entziffern konnte, aber schon bald wurde ihm klar, dass sie, was auch immer sie bedeuten mochten, für ihn bestimmt waren.

Und nur für ihn.

Sie waren so lange Zeit begraben gewesen – wie lange, konnte er sich gar nicht vorstellen –, und sie hatten auf ihn gewartet. Und als die Heilige Mutter Maria gesehen hatte, dass er bereit dafür war, hatte sie ihn an eben diese Stelle geführt und ihm dieses Geschenk gemacht.

Der Junge legte die Schriftrolle zurück in die Kasette und verschloss sie wieder.

Ehrfürchtig zeichnete er mit dem Zeigefinger das Kruzifix auf dem Deckel nach. Dabei war es eigentlich gar keines – es war vielmehr nur die Stelle, wo einst ein Kruzifix angebracht gewesen und entfernt worden war, wie ein Stein aus seiner Fassung. Ja, auf dem Deckel der Kasette hatte sich anscheinend einmal ein Kreuz befunden, aber es war nicht mehr da.

Aber wo war es hingekommen? Vielleicht, wenn er nur inständig genug betete, würde die Heilige Mutter Maria ihn auch zu diesem Kruzifix führen, und dann könnte er es wieder auf dem Deckel der Kasette anbringen, wo es hingehörte.

»*Ave Maria*«, wisperte er, nahm die Kasette in beide Hände und ging damit zum Fenster, um einen Blick auf die Grotte zu werfen. Der Vollmond ergoss sein helles Licht über das Gesicht der Heiligen Jungfrau, das jetzt genauso silbern schimmerte wie die Kasette, die er in seinen Händen hielt. Und über ihr am nächtlichen Himmel blinkten und glitzerten eine Million Sterne.

»Ich werde lernen, das zu entziffern, Heilige Mutter Maria«, flüsterte der Junge. »Ich werde lernen, diese Worte zu verstehen, und alles tun, was du von mir verlangst.«

Kuwait 1991

Gelb.

Alles war gelb. Nicht nur die Wüste; nicht nur die Sonne. Alles.

Der Himmel.

Die Hitze selbst.

Alles – gelb.

Bis vor ein paar Minuten war es noch auszuhalten gewesen. Da war wenigstens der Himmel noch blau gewesen – nur blassblau zwar, längst nicht so strahlend blau wie zu Hause, aber immerhin so, wie ein Himmel aussehen sollte. Doch gleich darauf hatte sich alles verändert. Der Wind war stärker geworden, und über dem Himmel hatte sich ein Schleier ausgebreitet, so gelb wie Kamelpisse.

Als dann Sekunden später ein Sandsturm über die Wüste fegte, hielt der Konvoi an, so dass es den Anschein hatte, als duckten sich die Truppenfahrzeuge vor dieser heulenden Naturgewalt, die mit unglaublicher Geschwindigkeit auf sie zu gerast kam. Auch die Männer, die die Sandwalze nicht sehen konnten – diejenigen, die hinten im Lastwagen saßen, wo zumindest eine Segeltuchplane sie vor diesem mattgelben Alptraum schützte –, schienen in sich zusammenzusinken, ihre Gliedmaßen einzuziehen, wie eine Schildkröte es getan hätte, wäre sie so dumm gewesen, sich von einem Sandsturm überraschen zu lassen.

Doch als die gelbe Wand den Konvoi umschloss und auf ihn niederstürzte, gewann der Sturm eine bizarr anmutende Schönheit – eine so seltene Schönheit, dass der Mann ganz hinten in dem Transporter sich aus seiner gebückten Schutzhaltung erhob und nach seiner Kamera griff. Er schwang die Beine über den hinteren Ausstieg,

sprang aus dem Wagen und rannte in den Windschatten des Transporters. Die Karosserie hielt den Sturm gerade so weit ab, dass er sich aufrichten konnte, doch die Sandkörner peitschten ihm gnadenlos ins Gesicht.

Ohne auf die Schmerzen zu achten, drückte er den Auslöser, spürte, wie die Kamera bei jedem Bild in seinen Händen vibrierte.

Den Finger auf dem Auslöser, drehte er sich nach rechts und nach links, fing ein gelbliches Bild nach dem anderen ein. Und plötzlich glaubte er im Augenwinkel einen Schatten wahrgenommen zu haben.

Ein Mann?

Er drehte sich um, versuchte die Gestalt durch den Sucher zu fokussieren, doch in dem Augenblick, als sie sich zu bewegen begann, erkannte er seinen Fehler.

Erkannte ihn und versuchte ihn noch zu korrigieren.

Zu spät.

Die Kugel traf ihn in die Brust, gerade als er sich zu Boden fallen ließ.

Die Kamera entglitt seinen Händen, fiel in den Sand und rutschte unter den Lastwagen.

Er starrte hinab auf seine Brust, die seltsamerweise trotz der Wucht des Einschlags überhaupt nicht schmerzte, und wunderte sich, was ihn getroffen haben mochte. Sekunden später, als sich ein dunkelroter Fleck auf seinem Khakihemd ausbreitete, da wusste er es.

Er wollte um Hilfe rufen, doch die Worte ertranken in dem Blut, das seine Mundhöhle füllte. Und als er auszuspuken versuchte, spie er gegen eine Sturmwand an, die Blut und Speichel mit Sand und Staub vermischte.

Er würde sterben.

Würde hier in dieser Wüste sterben, inmitten eines tobenden Sandsturms. Noch einmal öffnete er den Mund,

um seine Kameraden zu alarmieren, wusste jedoch, dass dieser Ruf viel zu spät kam.

Es dauerte nicht lange, da begann sich ein Gefühl der Gelassenheit in ihm auszubreiten, so als ob die unendliche Ruhe des Todes ihn bereits umarmte.

Rasselnd rang er nach Luft, musste husten, kämpfte um den nächsten Atemzug.

Ein Atemzug, der Stunden – eine Ewigkeit – entfernt zu sein schien.

Schließe Frieden.

Dieser Gedanke kam ihm inmitten zweier Stürme, die in ihm und um ihn herum tobten – der eine der Kampf seiner Organe ums Überleben, der andere, der keinen anderen Zweck zu verfolgen schien, als ihn in den Sand zu zwingen.

Schließe Frieden.

Er verspürte keinerlei Schmerzen, doch seine Gedanken ließen sich nicht mehr lenken. Sein kollabierender Körper verlangte zu viel Aufmerksamkeit, obschon sein Geist wusste, dass es wichtigere Dinge gab, die es noch zu erledigen galt. Plötzlich schien sein Körper nur mehr ein lästiger Ballast zu sein, der alles wirklich Wichtige behinderte.

Er hatte noch einiges zu erledigen.

Er musste beten.

Musste Frieden schließen.

Obwohl er nicht auf diese Art hätte sterben sollen.

Nicht so jung, nicht jetzt, wo es noch so viel zu tun gäbe.

Aber es passierte wieder.

Er starb, wie sein Vater gestorben war.

Und wie auch sein Großvater gestorben war.

Das Tosen des Sturms drang kaum noch zu ihm vor, seine Gedanken wandten sich von seinem Körper ab, bis

ihm schließlich bewusst wurde, dass seine Verletzung und auch die leichten Schmerzen immer mehr an Bedeutung verloren. Er spürte nur noch eine angenehme Mattheit, die sprichwörtliche Leichtigkeit des Seins.

Schließe Frieden.

Beinahe wie von selbst fanden seine Finger den Weg zu seiner Brust; zu dem Kruzifix, das seit Generationen von den Männern seiner Familie getragen wurde.

Das Kruzifix, das sie eigentlich beschützen sollte.

Das aber niemals auch nur einen von ihnen zu beschützen vermocht hatte.

Keinem von ihnen geholfen hatte zu überleben, ein Kind groß werden zu sehen oder dass ein Enkelkind auf die Welt kam.

Mit letzter Kraft riss er sich das Kreuz vom Hals.

Gleich darauf spürte er Hände auf sich, ein Soldat beugte sich über ihn, schrie etwas gegen den heulenden Wind.

Aber es war zu spät.

Viel zu spät.

Er drückte dem Soldaten das Kruzifix in die Hand, und im gleichen Moment spürte er, wie sich ewiger Frieden über seine Seele legte.

»Beschütze ...«, wisperte er, »... Sohn ...«

Dann schloss er die Augen und überließ sich dem Tod.

1

2007

Ryan McIntyre hob seine Müllschüssel an die Lippen und schlürfte den Rest süße Milch, genau wie er es die letzten vierzehn seiner sechzehn Lebensjahre gemacht hatte, wobei er wie immer die tadelnde Miene seiner Mutter ignorierte. Nach einem raschen Blick auf die Uhr stopfte er sich das letzte Stück seiner dritten Scheibe Toast in den Mund, stand vom Tisch auf und trug seine Schüssel und den Teller in die Küche. Ihm blieb gerade noch genug Zeit, um sich seine Bücher zu schnappen und zur Bushaltestelle zu flitzen.

»Hast du heute nach der Schule etwas vor?«, fragte ihn seine Mutter.

Ihr Tonfall ließ Ryan sofort aufhorchen. »Warum?«, erwiderte er, während er das Geschirr in die Spüle stellte.

»Weil wir heute Abend essen gehen und ich möchte, dass du um halb sechs zu Hause bist.«

Ryan verzog das Gesicht, sah seinen Tag schon überschattet. Aber vielleicht täuschte er sich auch. »Zum Abendessen?«, wiederholte er und drehte sich zu seiner Mutter um. »Nur wir zwei?«

Teri McIntyre drehte sich ebenfalls um und sah ihren Sohn an. »Mit Tom«, sagte sie. »Er lädt uns beide zum

Essen ein, und deshalb möchte ich, dass du um halb sechs zu Hause bist. Okay?» Dieses letzte »Okay« hörte sich an, als wüsste sie sehr genau, dass es für ihn ganz und gar nicht okay war. Was seine nächsten Worte auch prompt bestätigten.

»Ich will aber nicht mit Tom Kelly essen gehen«, sagte Ryan und ärgerte sich sogleich über den weinerlichen Klang seiner Stimme. Nachdem er tief Luft geholt hatte, setzte er noch einmal an. »Ich mag es nicht, dass er ständig hier herumhängt. Mir scheint, er versucht dich anzubaggern.«

»Er baggert mich nicht an«, widersprach Teri, wobei ihre Augen ihren Sohn ebenso anflehten wie ihre Stimme. »Er hilft uns nur jetzt in dieser sehr schwierigen Zeit.«

»Er hilft *dir* in *deiner* sehr schwierigen Zeit«, schoss Ryan in einem Tonfall zurück, der seine Mutter unwillkürlich zusammenzucken ließ.

»Er möchte dir auch gerne helfen«, setzte Teri nach. Ihre Augen wurden feucht.

»Ich brauche seine Hilfe nicht.« Ryan ging zur Treppe. »Und ich brauche erst recht niemand, der versucht, mir meinen Dad zu ersetzen.«

»Das will er ganz bestimmt nicht, Ryan«, gab Teri mit bebender Stimme zurück. »Das könnte niemand.«

Mit den letzten Worten seiner Mutter im Kopf rannte Ryan die Treppe hinauf in sein Zimmer. Verdammst richtig, niemand könnte seinen Vater ersetzen, und schon gar nicht dieser Tom Kelly, der inzwischen ständig bei ihnen im Haus herumlungerte und versuchte, nett zu sein.

Während Ryan die Schulbücher auf seinem Schreibtisch zusammensuchte und einpackte, fiel sein Blick auf das Foto seines Vaters, das er neben seiner Schreibtischlampe aufgestellt hatte.

Er hielt inne, betrachtete die Augen seines Vaters, die ihn auf einmal so intensiv ansahen, als wollte er ihm etwas sagen. *Werde erwachsen*, schien sein Vater zu sagen. *Du bist schon sechzehn und schlürfst immer noch die Milch aus deiner Mülschüssel wie ein Zweijähriger. Es ist Zeit, dass du ein Mann wirst.*

Mit dem Rucksack in der Hand stand Ryan ganz still da, während der Blick seines Vaters immer eindringlicher wurde.

Werde erwachsen. Und sei immer anständig und aufrichtig.

Anständig und aufrichtig. Die Worte, die er am häufigsten von seinem Vater zu hören bekommen hatte. Ryan seufzte und ergab sich dem stummen Befehl seines Vaters. Wenn er wirklich absolut aufrichtig sein wollte, musste er zugeben, dass Tom eigentlich gar nicht so übel war. Tatsache war, dass er seiner Mutter im vergangenen Jahr sehr oft geholfen hatte. Als der Wagen zusammengebrochen war, hatte Tom ihn wieder flottgemacht. Als das Dach leckte, hatte Tom einen Handwerker besorgt und zugesehen, dass seine Mutter nicht übers Ohr gehauen wurde. Und als der Keller unter Wasser stand, hatte Tom mit angepackt, die ganzen Sachen nach oben geschleppt und anschließend auch beim Säubern geholfen; und kein Wort darüber verloren, dass Ryan während jenes langen Tages nicht einmal mit ihm geredet hatte.

Trotzdem, niemand könnte ihm seinen Dad je ersetzen.

Zwei Jahre waren vergangen, seit sein Vater den Einsatzbefehl in den Irak erhalten hatte, und nur wenige Wochen später war der Humvee, in dem er saß, von einer Mine in die Luft gesprengt worden. Wenn er das Foto

seines Vaters nicht vor Augen hatte, fiel es Ryan inzwischen immer schwerer, sich genau an dessen Gesichtszüge zu erinnern. Doch in diesem Moment stand er vor dem Bild seines Vaters und konnte in seinem Gesicht ganz deutlich lesen, was Captain William James McIntyre von seinem Sohn erwartete.

Er warf sich auf sein Bett und überlegte, ob er nicht doch mit seiner Mutter und Tom essen gehen sollte.

Seine Mutter betonte immer wieder, dass die Tatsache, dass sie Tom mochte, überhaupt nichts mit ihrer Liebe zu seinem Vater zu tun habe, doch Ryan nahm ihr das nicht ganz ab. Und abgesehen von seiner eigenen Entschlossenheit, den Platz seines Vaters in diesem Haus freizuhalten – in dieser Familie –, stand es seiner Mutter natürlich frei, diesen Platz mit einem anderen Mann zu besetzen.

Aber wenn sich das alles nun als schrecklicher Irrtum erweisen sollte? Was, wenn sein Vater an einem dieser Tage plötzlich ins Haus spaziert käme und rief: »Liebling, ich bin wieder da!«

Doch als Ryan noch einmal das Foto betrachtete, erinnerte er sich daran, was sein Vater ihm am Tag seines Abflugs in den Irak eingeschärft hatte: »Jetzt bist du der Mann im Haus, Ryan, und ich erwarte von dir, dass du dich gut um deine Mutter kümmerst. Ich kann nicht sagen, wie lange der Einsatz dauern wird, aber ich weiß, dass die Zeit für deine Mutter schwerer werden wird als für mich. Deshalb stehst du ihr zur Seite, okay?«

Ryan hatte genickt. Sie hatten sich umarmt. Dann hatte sein Vater sich auf den Weg gemacht.

Seine Worte jedoch hatten sich Ryan tief ins Gedächtnis gebrannt, waren noch immer so präsent wie an dem Tag, als er sie ausgesprochen hatte. *Du stehst ihr zur Seite.*

Als er den Blick vom Bild seines Vaters abwandte und in den Spiegel über seiner Kommode sah, bemerkte er seinen mürrischen Gesichtsausdruck.

Das ist nicht gut, ermahnte er sich. Und wiederholte noch einmal im Stillen die Worte seines Vaters: *Steh ihr zur Seite. Und sei immer anständig und aufrichtig.*

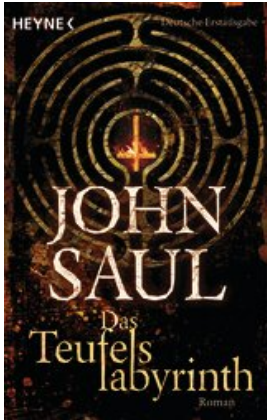
Er warf sich seinen Rucksack über die Schulter und rannte die Treppe hinunter. Seine Mutter saß noch am Küchentisch und hielt ihre Kaffeetasse mit beiden Händen umfaßt.

»Bin spätestens um halb sechs wieder da«, sagte er und küsste seine Mutter auf die Wange.

Das Lächeln, das daraufhin ihr Gesicht erhellte, sagte ihm, dass er genau das getan hatte, was sein Vater von ihm erwartet hätte, ganz gleich, was er selbst insgeheim dachte. Nachdem er seiner Mutter noch einen Kuss auf die andere Wange gedrückt hatte, sicherheits halber, sauste er durch die Haustür, genau in dem Moment, als der Schulbus an der Straßenecke stehen blieb. *Okay, Dad, dachte er. Ich habe das Richtige getan. Jetzt Sorge du bitte dafür, dass der Busfahrer auf mich wartet!*

Doch obschon er einen rasanten Spurt hinlegte, musste er mit ansehen, wie sich die Türen des Busses schlossen und dieser ohne ihn abfuhr.

Die Wände des Klassenzimmers im zweiten Stock der Dickinson High School, von denen überall die Farbe abblätterte, rückten immer näher auf Ryan zu, so kam es ihm jedenfalls vor, während er mit dem Rest der Klasse über einem Geschichtstest brütete. Und gleichzeitig spürte er, dass Frankie Alito, der direkt hinter ihm saß, versuchte, einen Blick über seine Schulter zu erhaschen. Unwill-



John Saul

Das Teufelslabyrinth

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-04592-0

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2011

Es führt direkt in die Hölle...

Im vierten Jahrhundert fand man es in den Katakomben Roms. Es findet sich auf einer spanischen Schriftrolle des sechzehnten Jahrhunderts. Jetzt wurde es unter einer alten Klosterschule in Boston entdeckt – für jene, die im Labyrinth des Teufels gefangen sind, ist die Hölle der einzige Ausweg.